

E I N V O R G E F Ü H L

Man wird bemerken können, dass jeder Schriftsteller einmal eine Geschichte erzählt, um dem zu kuldigen, woran er nicht recht glauben mag, der Voraussage kommender Dinge.

Ich begnüge mich, einen Fall von Prophezeiung wahrheitsgemäss zu berichten, das heisst ^{mitzutun} ~~mitzutun~~, was einem Freunde zusties und wie er die Ankündigung seines Todes aufnahm. Wenn ich ein wenig aushele, geschieht es, weil sich mir die Erinnerung an jene Tage untrennbar mit der Sorglosigkeit des Lebens vor Ausbruch des Krieges verbindet.

In April des Jahres 1914 reiste ich von Konstantinopel nach Paris-Ungarn, denn meine Absicht war gewesen, die warmen Monate in Thessalonika zu verleben, am Ende Europas, wo sich in den Sommervillen der Diplomaten, den Holzhäusern der Levantiner und ein paar grossen Hotels mikrokosmisch Europa noch einmal wiederholte.

Aber ich hatte es wenigstens Frühjahr in Konstantinopel werden sehen, und nicht Vieles in der Welt kann kärtlicher sein stimmen. Bereits im Februar war die Steinmauer unseres Gartens von den ersten Pfirsichblüten überschüttet worden.

Schon den ganzen Winter über hatte man davon gesprochen, dass es bald Krieg geben werde. Pera, der Stadtteil, in dem die Europäer und die Griechen wohnen, ist eine Kleinstadt für sich, wo jeder den anderen kennt und jede Nation als Spion aller mit übrigen waltet.

Auch jetzt im Zug, während wir durch Rumänien fahren, wurde von Krieg geredet. Ich hatte keine Lust, mich zu beteiligen und schaute hinaus. Wir fahren eben über die Donau. Schlammfarben, mit reseda-grünen Glastlichtern, wälzte sie sich durch ein lehmgelbes Bett;

aber damit hatten wir sie noch nicht hinter uns gebracht; es kamen ihre kilometerbreiten Niederungen, und Brücke reihte sich an Brücke

So weit das Auge reichte, standen Weiden a im Wasser; die Ebene ihrer Blätter war in graues Silber getaucht. Man empfand, dass ein ganzer Erdteil, so tief man nun auch in ihn hineinfahren würde, in den Armen des Frühlings lag. Als ich das Fenster öffnete, strich sein Atem über alles, was fühlen konnte, und er war schwüler als der des Sommers.

Mittags in Bukarest stiegen drei Damen ein. Die eine wurde von einer Schaar Reiteroffiziere und einer Reihe von Mann an den Zug gebracht. Der französischen Unterhaltung entnahm jeder, der es hören wollte, dass sie eine Ministerfrau war und nach Paris fuhr. Sie vergrub ihr welkes Gesicht in einem Berg von Abschiedsrosen.

Die beiden anderen Damen waren jung und von der grossen rumänischen Schönheit; im Profil wirkte die schlanke mit den blonden Zöpfen dem vollkommen orientalischen Oval und den leidenschaftlichen Augen wie eine Madonna von Byzanz; aber man konnte die Blicke nicht übersehen, die die Offiziere mit ihr wechselten.

Während die Ministerfrau nicht mehr zum Vorschein kam und selbst die Mahlzeiten vorher einnahm, wichen die beiden Jungen nicht aus den Laufgängen und durchwanderten den Zug von einem Ende zum andern.

"Sie gehn auf Beute aus", sagte der Grieche.

Als der Schaffner vorüberging, flüsterte er mit ihm. Im Lauf des Nachmittags musste ich selbst meine Zuflucht zum Schaffner nehmen. Ich hatte in Waschkabine Toilette gemacht und dabei meine Browningpistole aus der Tasche genommen, da sie mich drückte. Kaum zehn Minuten später als ich wieder an meinem Platz sass, merkte ich, dass ich sie hatte liegenlassen; sie war nicht mehr da.

Der Schaffner suchte die Achseln. Er habe wohl einen Herrn den Raum verlassen sehn, aber er könnte ihn doch nicht durchsuchen. Das sei nun der ~~beste~~ Luxuszug Europas, nur erste Klasse und lauter vornehme Leute.

Er sprach münchenerisch, hatte das rassig und nervös geschnittene Gesicht, das man bei niederbayrischen Bauernburschen finden kann; seine blauen Augen blitzten.

Ich unterhielt mich ein wenig mit ihm, bis er vertraulich wurde und mir erzählte, der Grieche habe ihm aufgetragen, ihn abends an den Tisch der beiden Damen zu setzen - ich wisse schon, welche er meine, sie führen hin und her zwischen Bukarest und Wien.

Beim Abendessen hatte der Grieche den Platz, an dem ihm gelegen war, und der vierte war ein ~~Mr~~ Geschäftreisender. Beim Übergang nach Ungarn blieben wir lange liegen. Trotzdem es Mitternacht war, schöpfte ich Luft, und als ich wieder einstieg, sah ich, dass die vier noch im Speisewagen sassen, sie tranken Champagner.

In Wien verliessen die Rumäninnen den Zug, andere Menschen stiegen ein; ein junger Zögling, den ein Pater nach einer der Jesuitenanstalten geleitete, die neben Barockkirchen auf Hügeln an der Donau lagen; Französinnen, die halbwegs deutsch gelernt hatten, woraus man den Schluss auf langen Aufenthalt und einen hinreichenden Lebensunterzahn konnte; ein österreichischer Hocharistokrat mit geteiltem Silberbart, der durch lässigste Haltung den ausserordentlichsten Hochmut verkörperte; ich hatte auf den ersten Blick die Vorstellung eines Mannes, der im eignen Hochgebirge eigene Gansen jagt.

Wer immer in München, 2 Stuttgart, Strassburg hinsah, alle fahren nach Paris. Die Nacht sank, der Morgen verdrängte sie; aber überbürtig dem unerschütterlichen Gesetz der Tageszeiten war die Tatsache: Paris, Herzkammer des fiebernden Westens.

Wer hielt den Krieg noch für möglich, wer dachte nur daran? Selbs

der Griechen hatte längst vergessen, was in Rumänien einmal seine Meinung gewesen war.

Ich wohnte im Quartier latin, dicht bei der Sorbonne.

Mein Freund M., dem dieser Besuch galt, war deutscher Lektor an der Pariser Universität. Ich wollte ein paar Wochen mit ihm verleben, bevor er, vielleicht auf lange Jahre, Europa verliess.

Er hatte einen Ruf nach Toronto erhalten. Das klingt italienisch, ist aber in Kanada gelegen. Man muss englische Provinzstädte kennen, um zu wissen, was es heisst, sich durch einen Vertrag für fünf ~~zwei~~ Jugendjahre binden.

Ich gab mir Mühe, ihm klarzumachen, dass es besser sei, mit den dreitausend Franken, die der französische Staat ihm zahlte, in Paris zu leben, als mit ebenso vielen Dollars in Toronto.

Eines Morgens, als wir über die grossen ~~Et~~ Boulevards gingen, fiel mir in den Kiosken ein deutsches Blatt auf, das einen roten Überdruck trug: "Erseheint in Paris."

Ich kaufte ein Exemplar und blätterte es durch, als wir ~~vor~~ einem der Cafés sassen und uns nach Landessitte durch einen Aperitif aufs Frühstück vorbereiteten.

Es wurde in der Zeitung der Versuch gemacht, nach dem Vorbild der amerikanischen Kolonie ein deutsches Gesellschaftsleben vorzutäuschen. Er bestand aus Notizen wie der, dass der Gerichtsassessor B. aus Halberstadt ~~is~~ im Continentalhotel abgestiegen sei. Darauf folgte ein subaltern geschriebener Bericht über den Kegelabend eines Handwerkervereins. Dann kam die Fortsetzung eines Romans. Der Rest waren die Angebote von Wahrsagerinnen, die in mühsam übersetztem Deutsch untrügliche Prophezeiungen aus Karten, Kaffeesatz und Handlinien versprachen.

Jede dieser Damen trug einen Namen im Stil der berühmten Madame de Thèbes - eine wahrhaft sibyllische Aristokratie, berechnet auf die Phantasie der Dienstmädchen. Von Madame de Thèbes hatten übrigens in den letzten Tagen auch die französischen Zeitungen berichtet. Sie prophezeite noch für dieses Jahr den grossen europäischen Krieg, und es klang wie ein Spruch des Orakels, wenn sie sagte, zwei Reiche würden ins Unglück gestürzt werden.

"Wenn es Krieg gäbe", sagte mein Freund, "brauchte ich nicht nach Kanada zu gehn und wäre der Entscheidung entkommen."

Am gleichen Tage hörten wir noch einmal von Wahrsagen; es wäre törricht anzunehmen, dass es nicht aus Zufall geschah. Ist es doch in Paris das natürlichste Ding der Welt, dass man mit seiner Concierge spricht.

Man ist darauf angewiesen; durch die Hand dieser Frau geht die Post; sie kann sie lässig lassen, und jeder weiss, dass sie es tut, wenn man ihre Unzufriedenheit erworben hat. Sie kann dich in deinem eigenen Haus verleugnen, wenn du Besuch erwartest, oder, wenn dir daran gelegen ist, nicht daheim zu sein, ihn kaltblütig hinausschicken. Wozu der vielen Worte - in Paris gehört es zur ~~gewöhnlichen~~ Ordnung des Lebens, dass man der Concierge eine Stelle in seinem Dasein einräumt; man grüsst sie zuerst, man spricht mit ihr, man hat eine besondere Galanterie für sie - bald überreicht man ihr ein paar Topfblumen, bald ein Geldgeschenk.

M. stand sich mit seiner Pförtnerin sehr gut. Während er ihre dunklen wallonischen Augen und ihre Mütterlichkeit schätzte, war wie von seiner Höflichkeit entzückt. An diesem Abend sass sie neben einem Oleanderbaum vor dem Torweg, spähend, wer ihr Gesellschaft leiste. M. blieb bei ihr stehn.

Ob das nicht merkwürdig sei, Monsieur M. Kenne doch ihre Schwester, der das Unglück mit dem Monteur zustiesse. Man, vor acht Tagen

sei, ein paar Häuser weiter, Madame de Robertsau eingezogen, die neue Wahrsagerin, von der schon im Matin gestanden habe. Gestern morgen sei ihre Schwester zu ihr gegangen, um vielleicht zu erfahren, wo ihr Liebhaber sich versteckt halte; da habe ihr Madame de Robertsau gesagt, die Zeit der Prüfung sei vorüber, er werde bald zu ihr zurückkehren. ["Und wer stand, als sie nach Hause kam, im Zimmer?" schloss sie. ["Der Monteur," beeilten wir uns zu raten. ["Er und kein anderer."]

Jetzt wusste ich, was mir an dem Namen aufgefallen war. In Strassburg gab es einen Vorort wo die Gärtner sassen und zwischen den Wassergräben der Ill Blumen und Gemüse zogen. Er hiess Ruprechtsau, die Franzosen sagten Robertsau dafür, aus demselben Grund, weshalb sie Albrecht Dürer in einen Albert Dürer umtaufeten, der Zunge ^{halber} zu Liebe.

Für eine Wahrsagerin war es ein etwas ungewöhnlicher Name; die Concierge schwor, er sei echt und die Dame eine wirkliche Aristokratin, anders als die andern: nichts von Geheimnistuerei, nur eine grosse Würde und eine melancholische Gleichgültigkeit gegen die, denen sie Schlimmes prophezeie. Denn das sei ihre Besonderheit, sie sehe das Unglück kommen und verschweige es nicht.

Wir gingen drei-, viermal im Tag an ihrem Hause vorüber und warfen jedesmal einen Blick auf das kleine Schild. Ich sah, dass M. Lust hatte, einen Versuch zu machen, und glaubte, er werde heimlich zu ihr gehn; doch schlug er mir vor, ihn zu begleiten.

Am nächsten Morgen klopften wir frühzeitig an ihrer Tür. Ein älteres Mädchen öffnete.

"Madame hat Besuch. Seien Sie punkt halb elf wieder hier. Aber Madame empfängt niemals zwei Personen gemeinsam."

Trotzdem waren wir um halb elf zusammen wieder zur Stelle. Die Dienerin weigerte sich, uns einzulassen, und es blieb mir nichts übrig als M. unten zu erwarten.

"Ich gehe nebenan in den Garten des Musée Cluny", sagte ich.

Das Musée ist ein echtes französisches Schloss aus der Zeit ^{des Ersten} Franz I mit allen Merkmalen des Übergangsstils, italienischen Portalen und mittelalterlichen Dächern voll phantastischer Traufentüber der Boden, auf dem es steht, ist unendlich viel älter; in dem kleinen Garten, der sich zwischen zwei Boulevards erhalten hat, stehen die römischen Reliefs, die in ihm gefunden wurden.

Eine Viertelstunde mochte ich auf und ab gegangen sein, als M. eintrat. Er sah verschlossen aus.

"Bleiben wir nicht hier", sagte er, "auf diesem alten Friedhof riecht es nach toten Dingen."

"Wer sagt dir, dass das ein alter Friedhof ist?", fragte ich.

"Was sind das für Worte, und was machst du überhaupt für ein Gesicht?"

Mit seltsamer Harnäckigkeit erklärte er:

"Ich fühle, dass es ein Friedhof ist, vielleicht dass die Kraft der Alten noch in mir nachwirkt."

"Erzähle wenigstens, was sie gesagt hat", verlangte ich. Aber ausweichend erwiderte er:

"Ein andermal, wenn es dir recht ist; lass uns jetzt lieber auf die Post am Senat gehn, damit ich nach Kanada telegraphiere, dass ich annehme."

"Hat sie dir zugeredet?" erkundigte ich mich.

"Im Gegenteil."

Den Rest des April blieb ich noch in Paris. Ich benutzte den Frühling, der herrlich wie nur je einer war, um eine Reihe kleiner Ausflüge zu machen. Aber ich musste sie allein unternehmen. M. beharrte auf seiner unbegreiflichen Weigerung, mich zu begleiten, obwohl er es gewesen war, der mich nach Meudon und Versailles und Fontainebleau hatte mitnehmen wollen.

